

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Südwestischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerischen Buchdruckerei Otto Gruntz. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 30. Mai 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

XIV.

Der sonnige Himmel Italiens, die blauen Lagunen mit der aus ihnen emporstehenden königlichen Venezia lagen weit hinter den Reisenden, der Norden machte sich fühlbar. Ueber der Stadt M., die Helene im Blüten schmuck des Frühlings verlassen hatte, lag ein bleifarbener Himmel, ein eifriger Wind wehte und dichtes Schneegestöber machte es unmöglich, durch die Scheiben des Eisenbahnkoupées etwas zu erkennen. Helenens Herz schlug bange; Antonie drückte der Freundin ermutigend die Hand. Schwere Tage lagen hinter beiden. Die Nachricht vom Unfall des Präsidenten hatte durch ihr unerwartetes Eintreffen auf Helenens schon angegriffene Nerven so erschütternd gewirkt, daß Antonie, ernstlich um sie besorgt, auf eine kurze Raft in München drang. Helene fügte sich in alles; ihr selbst war es ein Bedürfnis, sich erst zu fassen, in den Gedanken an die völlig veränderte Lage des Hauses sich zu finden, in das sie nun zurückkehren würde. Welch eine Beruhigung gewährte ihr jetzt das Bewußtsein, den Entschluß zur Rückkehr schon vor dem Eintritt dieser schmerzlichen Katastrophe gefaßt zu haben und nicht durch solche zwingende Nothwendigkeit allein dazu getrieben zu sein. Schon in diesem Momente fing sie an, den Segen zu spüren, der nach Antoniens Prophezeiung ihr aus den Schmerzen und Thränen der Abschiedsstunde erblühen sollte. — Von München aus hatte Helene sich bei Hildegard brieflich angemeldet und sie gebeten, den Vater auf ihre Ankunft vorzubereiten. Die Freundinnen waren übereingekommen, sich gleich auf dem Bahnhof in M. zu trennen. Antonie mochte nicht als Fremde die erste heilige Stunde des Wiedersehens der Gatten stören und wollte daher fürs erste zu Lydia gehen, gleichwohl bereit, im Falle man ihrer bedurfte, in das Haus des Präsidenten, zu Helenen zu eilen.

Das Signal der Lokomotive verkündete das nahe Halten des Zuges. Wenige Minuten darauf fuhr man in den Bahnhof ein. Helene schaute sich spähend um, ob sie erwartet würde; die heimliche Hoffnung erfüllte sie, Hildegard selbst, vielleicht durch das Leiden milder geworden, oder Olga, die seit einigen Tagen schon im Vaterhause angekommen sein mußte, würden zur Abholung anwesend sein; aber auf dem verödeten Perron war keine Dame zu sehen. Der alte Diener allein stand harrend da und kam sogleich auf die Aussteigenden zu. Wie sorgenvoll und traurig war aber der Blick des alten Mannes. Er schaute die heimkehrende Herrin wehmützig an.

„Die Frau Präsidentin werden es in unserm Hause sehr verändert finden,“ sagte er, mit aller Anstrengung seine Bewegung

nieder kämpfend, und wandte dann seine Sorge dem Gepäck zu Helene griff nach Antoniens Hand und preßte sie heftig.

„Es steht also schlimm, sehr schlimm mit meinem Gatten!“ bebten ihre Lippen.

Antonie suchte sie zu beruhigen und geleitete sie bis zu dem Wagen; sie selbst bediente sich einer Droschke, um zu Lydias Wohnung zu gelangen, da sie aus Rücksicht für Helene Lydia gebeten hatte, nicht zur Abholung nach dem Bahnhof zu kommen.

„Ich werde heute noch nach Dir sehen,“ tröstete sie die in innerem Zagen ihre Hand Festhaltende. „Du weißt ja, ich bin Dir nahe.“

Helene nickte und ließ sich in den Sitz zurück sinken; ein Wink und der Wagen rollte davon.

Vor dem Regierungsgebäude herrschte die alte Stille, die Helenen so wohl bekannt war und ihr doch jetzt unheimlich dünkte. In stillem Gebet faltete sie die Hände.

„O, daß ich ihn nur noch so anträfe, um von seinen Lippen das Wort der Verzeihung zu empfangen.“

Vor der Freitreppe hielt eine Equipage, in welcher Helene die des langjährigen Hausarztes erkannte. Der Diener eilte, ihr den Schlag zu öffnen und schritt ihr die Treppe voran zum Vorzimmer. Es war leer, keiner der Hausgenossen kam, die Heimkehrende zu grüßen.

„Befehlen die gnädige Frau gleich auf Ihr Zimmer geführt zu werden?“ fragte der Diener ehrfurchtsvoll.

Helene bejahte es. „Benachrichtigen Sie Fräulein Hildegard von meiner Ankunft.“

Der Diener schüttelte traurig den Kopf. „Das gnädige Fräulein hüten seit gestern das Bett, die Hustenanfälle haben sich durch die Aufregung der letzten Woche leider um vieles gesteigert.“

„O mein Gott!“ seufzte Helene leise, und besann sich, wie lange es denn her war, daß sie die Nachricht von dem schrecklichen Unfall des Gatten empfangen habe. Der Diener sprach von einer Woche, ihr war es, als lägen Monate dazwischen, so sehr hatten die Angst, die Erlebnisse des Innern ihr die Zeit verlängert.

„Doch seit einigen Tagen ist die gnädige Frau von Althoff hier,“ fuhr der Diener fort, „ich werde dort die Meldung machen.“ Er blickte dabei Helene an, als erwarte er noch eine weitere Frage; liebte er doch seinen Herrn, und hätte sich in dessen Geiste gefreut, ein Zeichen der Sorge und Anhänglichkeit von der Frau zu vernehmen, um derentwillen der Präsident, wie er wohl wußte, so viel Kummer und bitteres Leid erlitten hatte. Helene aber schwieg; sie scheute sich, nach ihrem Gatten zu fragen, weil es ihr war als hätte sie durch ihr Verlassen des Hauses, selbst in den Augen des Dieners, das Recht zu solcher Frage verloren. So wandte dieser sich denn mit der Miene der Enttäuschung und des Schmerzes still zum Gehen und schritt den langen Korridor weiter hinunter, der zu den

Zimmern der Frau Präsidentin führte. Man ging an dem Arbeitszimmer des Präsidenten vorüber, an welches sich das Schlafzimmer schloß. Da öffnete sich die Thür und der Arzt trat heraus, gerade Helene entgegen. Sonst hatte der alte, joviale Herr es nie unterlassen, mit ritterlicher Huldigung der schönen Hausfrau zu begegnen, ja einige Scherzworte mit ihr zu wechseln; heute blickte er sie ernst, wenn auch nicht überrascht an, denn er war von ihrer Ankunft benachrichtigt, grüßte zeremoniell und sagte in kurzem, herbem Tone:

„Es ist die höchste Zeit, daß Sie kommen, gnädige Frau. Hier sind alle Kräfte des Hauses nötig.“

Sie verstand den Vorwurf in seinen Worten, und ein Blutstrom schoß ihr in die Wangen. Mit tiefer Erschütterung empfand sie, wie sie die Achtung der Menschen eingebüßt hatte, in deren Kreis sie jetzt wieder leben sollte. Doch sie suchte sich zu fassen, ihre Erregung zu bezwingen. Hatte sie nicht büßen wollen, und jagte nun doch schon bei dem Beginne der Buße?

„Einen Augenblick, Herr Medizinalrath,“ wandte sie sich mit Würde zu diesem. „Darf ich Sie um einige Informationen über die Art der Pflege bitten, die mein Gatte bedarf.“

Der alte Freund des Präsidenten wurde dadurch nicht umgestimmt. Er grollte mit der undankbaren Frau, welche die Liebe ihres Mannes so wenig geschätzt hatte. Wußte doch niemand besser als er, was der Präsident durch die Katastrophe im Hause gelitten, wenn auch der Gegenstand selbst von beiden Freunden wie nach Verabredung nie berührt worden war. Helenens jetzige Heimkehr vermochte so rasch die Vergangenheit nicht auszulöschen; erst mußte sie erweisen, daß sie eine wirkliche Erkenntniß ihrer Pflichten gewonnen habe, die ihr bisher gänzlich fehlte. Bis dahin hatte er ein Recht zu zweifeln, und entgegnete daher kühl:

„Eine Diakonissin pflegt den Herrn Präsidenten; sie weiß mit allem Bescheid und wird Ihnen die gewünschte Auskunft geben.“

Er verneigte sich und wollte gehen, sie aber legte mit einer Entschiedenheit die Hand auf seinen Arm, die ihn stutzig machte.

„So sagen Sie mir wenigstens, was ich zu hoffen oder zu thun habe,“ rief sie. „Das kann und muß ich von Ihnen verlangen. Ich bitte, folgen Sie mir auf einige Minuten auf mein Zimmer.“

Damit schritt sie dem noch immer zaudernden, aber schließlich doch ihrem Willen sich fügenden Arzte voran. Auf der Schwelle ihres Zimmers blieb sie einen Moment ergriffen stehen. Thränen der Rührung traten ihr ins Auge. So unverändert lag der Raum vor ihr, als hätte sie ihn heut erst verlassen, selbst die Blumen, deren Pflege ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen war, standen grün und frisch wie ehedem auf der gewohnten Stelle. Nur sie war eine andere geworden, nur sie war verwandelt wie die Verhältnisse des Hauses. Der Arzt bemerkte ihre Thränen und fühlte sich etwas milder gestimmt. Beim helleren Schein, der durch die breiten Fenster fiel, bemerkte er wohl, wie bleich und angegriffen die früher so blühend schöne Frau aussah, welche tiefen Ränder sich unter die thränenfeuchten Augen eingegraben hatten.

Helene nöthigte den Arzt Platz zu nehmen und setzte sich, ohne erst sich ihrer wärmenden Hülle zu entledigen, ihm gegenüber. Er berichtete kurz über die Krankheit. Lebensgefahr sei augenblicklich zwar nicht mehr vorhanden, wohl aber die Gefahr, daß eine Lähmung vielleicht für das ganze Leben zurückbliebe. Das war eine niederschlagende Nachricht; Helene aber empfand sie dennoch gleich einer Erleichterung. Keine Lebensgefahr! — Das war für sie vorläufig genug; so lange das Leben dauert, ist ja auch Hoffnung noch möglich.

Der Arzt erhob sich; er bemerkte, welchen beruhigenden Eindruck seine Mittheilungen gemacht hatten, und fügte herbe hinzu:

„Die niedergehende Kraft giebt demnach noch Hoffnung, daß sie noch einige Zeit das Leben fortspinnen werde, die blühende Jugend indessen eilt hoffnungslos dem Grabe zu.“

Helene erbeute. „Hildegard,“ rief sie voll Schrecken.

„Ja, Hildegard wird sterben,“ fuhr der Arzt ernst fort, „sterben mit dem Stachel im Herzen, ihre besten Tage einer ver-rathenen Liebe geopfert zu haben. Das ist hart, Frau Präsidentin, und es wäre besser für alle Mitglieder des Hauses gewesen, man hätte ihr wenigstens den schönen Wahn, geliebt zu werden, noch bis zum Tode gelassen; das Sterben wäre ihr leichter geworden.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, machte er eine konventionelle Verbeugung und verließ das Gemach. Helene deckte erschüttert die Hand über ihre Augen. „Auch das Deine Schuld!“ tönte es in ihr. „Du raubtest der Sterbenden den letzten Trost, den schönen Wahn.“ — Doch nach einigen Minuten fügte sie sich selbst ermutigend hinzu, „wenn der Wahn überhaupt ein Trost in solchem ernstern Augenblicke sein kann. Giebt es denn keinen besseren Trost im Tode als das Wähnen von einem geträumten Glück, von dem man doch sich trennen muß, giebt es nicht ein Erkennen und Glauben, das zuletzt alle Gegensätze des Lebens versöhnt und das Scheiden selbst verklärt?“ Die Thür des Nebenzimmers ging leise auf, Olga trat herein. Sie ging auf Helene zu und reichte ihr stumm die Hand, während Thränen ihr Gesicht überfluteten.

„Welch ein Wiedersehen!“ sagte sie, sich schluchzend abwendend.

„Olga!“ rief Helene bewegt und zog die Weinende sanft an sich. Die junge Frau widerstand nicht. Sie, die nach kurzem Glücke sich wieder von dem geliebten Manne hatte trennen müssen, um an das Krankenbett von Vater und Schwester zu eilen, fühlte das Bedürfniß, sich anzuschließen, ihren Kummer an einem befreundeten Herzen auszuweinen. Die Thränen, die zusammen flossen, löschten das Vergangene aus; beide waren sich bewußt, von nun an in ein neues, freundlicheres Verhältniß zueinander zu treten.

„Der Vater erwartet Dich!“ sagte Olga, sich nach einer Weile aus Helenens Armen lösend und ihre Augen trocknend.

„Das ist eine gute Botschaft, ich danke Dir dafür, Olga!“ rief Helene.

Olga half ihr, sich der Pelze zu entledigen und ihren Anzug ein wenig zu ordnen. Dann ging sie mit ihr in das Ankleidezimmer, das jetzt zum Gebrauch für die Diakonissin eingerichtet war, welche die heimgekehrte Hausfrau still grüßte, und dann sich wieder ihrer Arbeit, der Bereitung eines kühlenden Trankes, zuwandte. Gerade als Helene die Schwelle des Krankenzimmers betrat, fingen die Glocken des nahen Domes an zu läuten. Ein frommer Schauer durchzitterte Helene; sie hatte in der Aufregung der letzten Stunde nicht mehr daran gedacht, daß es gerade der Neujahrstag war, an dem sie den Boden ihrer Heimat wieder betrat. Wie tief hatte sie am Morgen im Eisenbahnkoupee es empfunden, wie bedeutungsvoll dieser Anfang eines neuen Jahres für sie sei, wie hatte sie Gott mit den Worten des Apostels gebeten, ihr mit dem neuen Jahre auch einen neuen Geist, einen neuen Sinn zu verleihen. Jetzt, als sie dem Lager des Kranken zuschritt, wiederholte sie im Innern mit Inbrunst dieses Gebet. Der Präsident lag gegen das eindringende Licht vom Fenster durch einen Bettschirm geschützt; er hatte ihren Eintritt nicht sehen können, aber er erkannte ihren Schritt. Der zagend näher Kommenden streckte er beide Hände entgegen; sie sah das bleiche, kranke Antlitz des Mannes, über dessen stolze Züge ein milder Glanz gebreitet lag, den sie an dem Gesunden nie gekannt hatte. Aus seinen Augen leuchtete ihr ein bewegtes Willkommen entgegen, das sein Mund wiederholte.

„Willkommen in der Heimat, Helene!“

Willkommen in der Heimat, tönte es in ihr nach mit tiefem Dankgefühl gegen Gott. Sie hatte die Heimat also nicht eingebüßt, er, der Gekränkte, tief Beleidigte hieß sie willkommen. Ueberwältigt sank sie an dem Lager in die Kniee und zog die Hand des Kranken an ihre Lippen.

„Verzeihung!“ lispelte sie.

„Still davon,“ sagte er und entzog ihr die Hand, sie wie segnend auf ihr Haupt legend. „Es ist der schönste Neujahrsgruß,

den mir der Himmel an mein Schmerzenslager senden konnte, daß er Dich herführte. Nun laß das Alte auch versinken sein. Wir haben beide gefehlt, haben beide einander zu verzeihen.“

Und mächtiger schollen die Glocken an, Helene war es, als verkündeten sie das Nahen des Herrn, des Welterlösers, der durch die Offenbarung der ewigen Barmherzigkeit die Sünder mit neuem Leben erfüllt, einem Leben, das den Tod des Leibes überdauert. Sie fühlte, sie war eine andere geworden, aber nicht schmerzlich wie vorhin gegenüber der Unveränderlichkeit der leblosen Dinge, sondern mit der freudigen Empfindung geistiger Wiedergeburt. Ein neues Jahr, ein neues Leben.

XV.

So licht der Schein auch war, den die Vergebung des Gatten in die Seele Helenens warf, so senkte sich doch bald wieder die Sorge um die Kranken mit erdrückender Schwere darüber. Es waren harte, bange Tage und Nächte, die sie an dem Lager des von Schmerzen geplagten Gatten zubrachte. Bitt und kämpfte sie doch in ihrem Innern all den Jammer mit ihm durch; in der Tiefe des Leidens aber empfand sie es voll Bewunderung, mit welcher Geduld und Ergebenheit der Präsident seine Krankheit ertrug, wie die Stärke seines Charakters, seine mit so viel Strenge gegen sich selbst erworbene Entschlossenheit ihm in der Stunde der Noth helfend zur Seite stand. Selbst vor ihr wußte er die quälenden Schmerzen zu verbergen, und sie fühlte sich belohnt für alle Mühe, wenn ein dankbares Wort aus seinem Munde, ein freundlicher Blick sie traf. Die traurigen Jahre des Unfriedens schienen zwischen den Gatten wie ausgelöscht; der Präsident sah den Strahl herzlicher Neigung wieder in dem Auge seiner Frau ausgehen, der ihn an dem jungen Mädchen einst so entzückt hatte, und ein stiller Friede zog in seine Brust, den er seit langen Jahren nicht mehr kannte. So innig aber Helenens Verhältnis zu dem Gatten sich wieder gestaltete, so trostlos blieb es zu der kranken Stieftochter. Hildegard vermochte nicht zu vergeben und zu vergessen; sie sah in Helene die Zerstörerin ihres Glückes, und selbst der nahende Tod vermochte sie gegen die Nebenbuhlerin, die ihr das Herz des Geliebten geraubt hatte, nicht günstiger zu stimmen. „Sie ist alt geworden,“ äußerte sie mit innerer Genugthuung zu Olga nach dem ersten Wiedersehen Helenens. „Walter liebte vor allem ihre Schönheit, er wird sie aufgeben, sobald sie dieselbe eingebüßt hat.“

„Die Mutter selbst hat sicher jede Verbindung mit Walter abgebrochen,“ verteidigte Olga die Abwesende, „wäre sie sonst hier?“

„Und dennoch waren sie in Venedig zusammen,“ fuhr Hildegard in grübelnder Selbstquälerei fort. „Wer weiß, was dort Trennendes zwischen sie getreten ist, vielleicht jenes Mädchen, von dem Du gesprochen, und deren Vorzüge Du so rühmst. Aber es ist gut für den Vater, daß sie zurückgekehrt ist, und deshalb ertrage ich ihre verhasste Nähe so lange wenigstens, bis meine Gesundheit es mir erlaubt, das Haus zu verlassen, das mir durch ihre Gegenwart verleidet wird. Ja, Olga, jetzt denke ich ans Reisen, das ich früher so entschieden von mir wies. Vielleicht ist es auch mir noch vergönnt, die Bauber Italiens zu schauen, von denen Du so begeistert erzählst. Jetzt sehne ich mich danach, wenn ich dort auch sterben sollte.“

„Nicht sterben, leben wirst Du da, gefunden in der milden, köstlichen Luft,“ suchte Olga die trüben Gedanken der Schwester zu verschleichen, so wenig Hoffnung sie auch selbst für deren Genesung hegte. Indessen, Olga konnte nicht immer bei der Schwester bleiben. Eugen schrieb aus seiner Garnison sehr betrübte Briefe über seine Einsamkeit in der so behaglich für den jungen Ehestand eingerichteten Wohnung.

„Dein Gatte hat ein größeres Recht auf Dich als wir,“ entschied der Präsident, als Olga ihm Eugens Klagen mittheilte. „Es hat mir leid genug gethan, gleich den Beginn Eures Ehelebens so stören zu müssen. Damals jedoch warst Du nöthig hier, jetzt aber habe ich die beste Pflegerin an meiner Seite.“ Er warf dabei

einen liebevollen Blick auf Helene, die an seinem Lager saß und seine Hand in der ihren hielt.

„Aber Hildegard,“ wagte Olga einzuwerfen, obwohl ihr das Herz hoch schlug vor Freude, ihren Eugen nun bald wiedersehen zu dürfen. „Sie wird sehr einsam sein, da auch die pflegende Schwester in den nächsten Tagen um anderer Pflichten willen uns verlassen muß.“

Der Präsident warf einen fragenden Blick auf Helene, die leise Antoniens Namen nannte.

„Gewiß übernimmt sie es, täglich einige Stunden bei Hildegard zu verweilen, im Falle,“ setzte sie zögernd hinzu, „Hildegard ihre Gesellschaft mag.“

„Sie wird sie mögen,“ rief der Präsident bestimmt. „Olga, Du wirst Deiner Schwester von unserem Entschlusse Mittheilung machen, ich aber werde Fräulein Werner dringend bitten, unsere Hausgenossin zu werden. Es ist mir beruhigend auch für Dich, Helene,“ wendete er sich zu dieser, „wenn ich diese treue Freundin an Deiner Seite weiß und ich bin überzeugt, sie wird Dir auch dieses Opfer treuer Freundschaft bringen.“

Es trat ein, was der Präsident wünschte. Antonie übernahm ohne Bedenken das Pflegeamt bei Hildegard, und die gute Lydia, so sehr sie auch den Fortgang aus ihrem Hause bedauerte, freute sich doch in Helenens Seele, daß sie in dem schweren Geschick, das ihr Haus betroffen, nun eine Stütze erhielt.

„O gewiß,“ sagte sie, „als Antonie von ihr Abschied nahm, Du wirst Hildegard mit Helenen jetzt versöhnen. Nie hätte ich geglaubt, daß Helene, die große Weltbame, so viel Kraft, Geduld und Liebe an dem Krankenlager des Gatten entfalten würde. Du hast Wunder gethan, Antonie, Wunder, die Du selbst nicht zu hoffen wagtest, so wird Dir auch dieses noch gelingen.“

Antonie lächelte. „Und doch hattest Du die bessere Erkenntniß den besseren Glauben als ich. Wäre mir Helenens liebenswürdige und treffliche Natur nicht entgegengekommen, ich hätte gar wenig zu wirken vermocht.“

„So hoffen wir auch bei Hildegard auf ihre treffliche Natur, auf die Gerechtigkeit ihres Sinnes,“ meinte Lydia.

„Glaubst Du auch an sie?“ fragte Antonie, die Freundin noch einmal umarmend, „Du Gute siehst in allen Menschen nur das Beste; möchte Dir das Geschick für alle Zeit diesen heiteren Sinn, dieses harmlose Herz bewahren. Wenn ich jemand beneiden könnte, so bist Du’s.“

Lydia legte ihr scherzend die Finger auf den Mund. „Pst, pst! berede nicht mein Glück; es ist mir doch manchmal, als wäre ich zu glücklich, als könne es garnicht so bleiben.“

War es eine Ahnung kommenden Unheils, die Lydia so sprechen ließ? In der That nahte sich auch ihrem stillen, traulichen Heim eine dunkle Wolke. Die Freundinnen, die sie wöchentlich wenigstens zweimal für einige Stunden besuchte, wurden eines Tages durch ihr Ausbleiben in Sorge versetzt. Bald darauf gelangte die Nachricht zu ihnen, daß die beiden Jüngsten Lydias von dem gerade bözartig in der Stadt auftretenden Scharlachfieber befallen seien. Der Ansteckung willen mußte auch Antonie das Haus der Freundin meiden, das ihr bereits zur zweiten Heimat geworden war. Es schien indessen, als wollte die Gefahr auch diesmal noch glücklich an dem friedlichen Herde Lydias vorübergehen. Die Kleinen genasen wieder; da aber legte sich die älteste, die verständige, muntere Lise, die der Mutter schon beinahe eine Stütze im Hauswesen geworden war, an derselben Krankheit, und hier ließ der böse Feind sich nicht besiegen. Der Tod nahte mit seinem unerbittlichen Ernste dem glücklichen Hause und entführte einen Engel aus demselben, die Zurückbleibenden mit tiefer Betrübniß und bitterem Leid erfüllend.

Lydia brach am Bette des Lieblings zusammen, der erste große Schmerz ihres Lebens faßte sie gewaltig. Die Tage waren ihr so sonnig-heiter, ungetrübt vergangen, eine frohe Sicherheit war über sie gekommen. Jetzt plötzlich war das Paradies ihrer Häus-

lichkeit zerstört, der Engel mit dem Schwerte war herbeigekommen und erinnerte mit seinem göttlich-ernsten Antlitz die Glücklichen daran, daß alles Lebendige der Vergänglichkeit unterworfen sei, daß das Glück der Erde vergehe wie die Blüte des Feldes und lenkte den Blick der von ihrem Wohlergehen Erfüllten nach oben, wo jetzt bereits ein Theil ihrer irdischen Freude weilte.

Als die Trauerkunde Antonien erreichte, duldete sie es nicht mehr fern von der Freundin. Hildegard ging es mit dem Herannahen des Frühlings etwas besser; sie brachte einen Theil des Tages wieder außerhalb des Bettes zu und konnte sich selbst mit Lesen und leichter Handarbeit beschäftigen. Auch des Präsidenten Schmerzen hatten sich gelindert, wenn ihm auch der Gebrauch der Füße noch immer versagt blieb. Man setzte ihn jetzt aus dem Bett in den Rollstuhl, in dem er sich in das Zimmer Helenens bringen ließ, wo auch Hildegard zuweilen sich einfand. Auch vorher schon war diese täglich an das Bett des Vaters gekommen, um eine Stunde bei ihm zu verweilen. Während ihrer Abwesenheit hielt Helene sich still zurück; sie überließ dann die Unterhaltung Vater und Tochter fast allein, oder griff, wenn der Präsident es wünschte, zu einem Buche, um daraus vorzulesen. So konnte sich denn Antonie für einige Zeit von Helenen und Hildegard verabschieden, um an die Seite der armen Mutter zu eilen. Sie fand Lydia trostloser als sie es sich vorgestellt hatte, dagegen den schlichten Worten trotz des tiefen Schmerzes um den Verlust des geliebten Kindes in männlicher Fassung und mit Umsicht bedacht, die von der Krankheit noch Verschonten vor möglicher Ansteckung zu bewahren. Bewegt und mit dem Ausdruck tiefer Dankbarkeit drückte er Antonien die Hand.

„Ich wußte wohl,“ sagte er, „daß Sie uns in dieser schwerer Zeit nicht allein lassen würden.“

Lydia war keines Wortes mächtig; sie fiel nur der Freundin stumm um den Hals und weinte bitterlich.

Das liebliche Kind wurde in die Erde gesenkt, und mit ihm zog der Frohsinn, das sonnige Glück aus den Mauern des einst so friedlichen Hauses. Lydia wirthschaftete zwar noch immer mit derselben Gewissenhaftigkeit, aber die Freude fehlte ihrem Schaffen.

Man hörte nicht mehr ihr Lachen und Scherzen mit den Kindern und wenn Verten abends aus dem Geschäfte heimkam, begrüßte ihn nicht mehr das strahlende Gesicht seines Weibes. Still reichte sie ihm die Hand, und immer suchte ihr Blick bei Tische die Stelle, die jetzt leer blieb.

Antonie bemerkte diese Veränderung mit stiller Bekümmerniß. Eines Tages fand sie Lydia damit beschäftigt, die kleinen Bestiäumer der Gestorbenen durch die Hände gleiten zu lassen und sie mit ihren Thränen zu bethauen.

„Lydia,“ mahnte Antonie mit ernstem Vorwurf, „wozu immer von neuem Deinen Schmerz nähren? Suche Dich zu fassen, in Gottes Rathschluß zu finden.“

Lydia klagte dagegen. „Daß mir doch das traurige Glück, beim Anblick dessen, was dem geliebten Kinde zu eigen, was ihm lieb war, mir sein Bild zu vergegenwärtigen. Ach, mir ist ja nichts von ihm geblieben, als dieses.“

Wieder brach die trostlose Mutter in Schluchzen aus, Antonie aber sagte sanft:

„Willst Du um der Liebe zu der Todten willen die Liebe zu den Lebendigen vergessen?“

Lydia blickte fast erschreckt auf die Freundin. „Thue ich nicht meine Pflicht, Antonie? Zwinge ich mich nicht, allen Anforderungen, die das Leben an mich stellt, gerecht zu werden, obgleich Herz und Sinn nicht mehr dabei sind?“

„Weißt Du denn nicht, meine Lydia,“ entgegnete Antonie kopfschüttelnd, „daß einer Arbeit, bei der das Herz nicht ist, der rechte Segen fehlt? Deine unaufhörliche Trauer um den Verlust, den ein höherer Wille Dir auferlegt hat, raubt den Deinen das Licht der Liebe, ohne das nichts zu gedeihen vermag.“

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

Das Examen.

Bruchstück aus einem Frauenleben. Von Paul A. Pirstein.

... Sie stützte den Kopf schwer in die Hand.

Zwei Nächte also noch und einen langen, langen Tag! Dann sollte sich's erweisen, ob sie ihr Ziel erreicht, ob sie fähig war und sich würdig zeigte, den Kranken und Leidenden ein Helfer, ein Arzt zu sein.

's war merkwürdig . . . sie mußte jetzt darüber lächeln Ihr ganzes, junges Leben, die Jahre, die für die Frauen am schönsten waren, die die Dichter die „Jahre der Liebe“ genannt, die hatte sie für ihren Plan geopfert, in ernster Arbeit und in eifrigstem Streben, und nun auf einmal . . . auf einmal erschien ihr das alles so klein, so nichtig, so wenig groß und erhaben.

Sechszwanzig Jahre war sie alt. Die Schulfreundinnen waren verheiratet und hatten Kinder, sie — hatte studirt.

In schwerer Zeit hatte sie darin das größte Glück erblickt, jetzt aber durfte sie die Freundinnen nicht sehen, denn dann fühlte sie allzu sehr, wie irrig ihre Meinung gewesen, und wie das wahre, richtige Glück eigentlich ausschaute.

Der alte Professor war's, der diese Gedanken in ihr heraufbeschworen.

Sie hatte ihm Bescheid gebracht, daß in zwei Tagen die letzte Prüfung stattfinden sollte und ihm noch einmal, so recht von Herzen, gedankt, daß er sich ihrer angenommen und sie zu seiner Schülerin gemacht.

Fast zärtlich ergriff er da ihre feine, weiße Hand, die „viel zu schade zum Schneiden und Kuriren war,“ und sah ihr mit milden, klaren Augen in das Gesicht:

„Mein liebes Kind, es ist ein ernster und ein großer Tag für Sie; doch . . . glauben Sie mir, dem alten, einsamen Mann — es ist nicht alles. Nicht das Höchste in der Welt! Sie werden Ihre Prüfung bestehen — recht gut sogar nach Ihren bisherigen Leistungen — und werden mit dem Doktorhut geschmückt und mit dem Zeugniß als approbirter Arzt dies alte graue Gebäude verlassen, das so viele aufstrebend sah, die später ihm einen leisen Fluch zurückgesandt, wenn das Leben nicht hielt, was die Hoffnung versprach. Sie dürfen dann stolz sein, liebes Kind — Sie als Weib noch mehr als andere . . . doch in Ihrem Herzen wird dann auch eine Leere sein, wie bei uns allen! Aus der Enfersnung glänzt das Ziel, in der Nähe . . . ist es grau und öde.“

Er ließ die Hand los und strich sich die hohe Stirn, die starr von grauen Haaren eingerahmt war.

„Suchen Sie die Leere auszufüllen! Versuchen Sie's mit allen Kräften!“ — Er ging mit großen Schritten auf und ab, als zwänge er in sich selber etwas nieder. — „Das Leben ist hart, wenn man nicht weiß, für wen man sich müht und arbeitet.“ —

Sie war in tiefem Sinnen die steile Treppe hinabgestiegen. Die freundlichen Worte und Wünsche hatte sie kaum noch gehört der bittere Klang nur war's, der sie verfolgte, die stumme Resignation, die in dem Wesen des alten, so hochgestiegenen, berühmten Mannes lag.

Im Innern hatte sie es längst gefühlt, aber mit eisernem Willen hatte sie die Gedanken von sich fortgebannt. Noch lag ja das Ziel vor ihr, noch durfte sie ihr Sinnen und Trachten nur auf das Erreichen richten. Was dann wurde . . .

Sie gestand es sich längst schon ein: Nichts! Leer blieb es dann wieder vor ihr, wie es damals schon war, damals, als alles in ihr zusammenbrach, und sie Glaube und Hoffnung . . . und Freude am Leben fast verlernt.

Sie konnte es sich nicht verhehlen. Nicht eine Neigung war es, die sie zu ihrem Studium getrieben, nein. Ablenkung suchte sie, und konnte sie nur finden, wo alles, Herz und Verstand, gleich-

mäßig gefangen genommen war, und wo in steter, rastloser Arbeit die Erinnerung verblich und das Fühlen und Wühlen in der Brust sich verlor.

Die Schwachheit und die Willenslosigkeit wollte sie unterdrücken, und wollte auszulöschen versuchen, was sie durch beides gefehlt und gesündigt hatte.

Daß es doch so greifbar wieder ihr vor Augen lag! Gerade jetzt wieder, wo andere entzückt, mit Hängen und Bangen sich der Zeit gefreut hätten. Freilich, wenn sie zurück sah . . .

Es war ja doch der Anfang zu allem gewesen.

Ihre mutterlose Kindheit, ihr eintöniges Leben neben dem Vater, dem nie verstandenen, stets erwerbenden Kaufmann — das hatte immer wie ein Alp auf ihr gelegen.

Und es war nichts Besonderes, daß sie dem Jugendfreunde, dem einzigen, der theilnahmsvoll für ihre Verlassenheit seine Zeit ihr widmete, ihr Herz geschenkt, als Kind schon, wie als herangewachsene junge Dame.

Sie fühlten sich für einander so geschaffen, sie hatten so gleichartige Wünsche und Pläne, daß nie ein Zweifel in ihnen erstand, sie könnten einmal den Lebensweg getrennt und nicht in festester Gemeinschaft zusammengehen.

Aber dann kam die traurige Zeit, wo der Vater den Besuch des jungen, körperlich schwachen Studenten nicht gern mehr sah, wo er Pläne entwarf, die ihr das Blut im Herzen stocken ließen und sie trauriger noch ihr Dasein betrachten ließ, als in den vielen Jahren vorher.

Ihr wollte es nicht in den Kopf, daß es unrecht wäre, wenn Reich und Arm sich vereinten. Was war eine Frau im Leben ohne die feste Stütze eines Mannes! Was der da nicht viel mehr eigentlich, als ihr Besitz bedeutete?!

Lange widerstand sie auch, unter Thränen und bitterem Gram; doch dann kam ein Tag, da brach das alles zusammen, da fühlte sie ihre Kraft erlahmen und sagte Ja, ohne Bewußtsein fast und ohne Gefühl, nur weil sie alle so entschuldig drängten.

Es schien ja auch so richtig und vernünftig.

„Liebe Elli“, hatte der Vater zu ihr gesagt, „ich muß nun einmal ernst mit Dir reden.“

„Aber Vater — das that'st Du ja schon so oft!“

„Nein, Kind — nicht so wie heute . . .“

Sie waren vom Tisch aufgestanden und hinüber in das Arbeitszimmer gegangen.

Die Karszettel und die Rechnungen an den Wänden grinsten sie mit ihren Zahlen höhnisch an. Sie fühlte, das war kein Ort für Empfindungen . . .

Und vor ihr schritt ihr Vater auf und ab, das Antlitz fast sorgenvoll gefurcht und die gute Zigarre so seltsam fest in der Hand.

„Nun?“ fragte sie endlich.

Er seufzte auf. „Ja . . . es wird mir nicht leicht!“

Wieder ging er durch das Zimmer, dann sah er sie plötzlich ruhig an, und sie merkte wohl, die Worte waren gut überlegt:

„Ich muß mit Dir sprechen, Elli, denn es ist nun wirklich Zeit, daß dem allen ein Ende gemacht wird!“

„Dem allen?“ wiederholte sie fragend.

„Ja. Ich meine, der Freundschaft mit dem jungen Studenten.“

„Vater — es ist mehr als das . . .“

„Na ja, na ja“, unterbrach er sie schnell, „in den Köpfen junger Mädchen malt sich so etwas anders, als es in Wirklichkeit ist — vor allem, als es sein darf!“

Er hatte das scharf betont; doch Elli blieb still.

„Um es also kurz zu machen: Ein Freund unseres Hauses, ein vermögender, tüchtiger junger Mann bewirbt sich um Deine Hand. Ich habe sie ihm zugesagt.“

Sie sagte ganz ruhig: „Aber ich nicht!! Ich werde sie ihm auch nicht geben — niemals!“

Der Vater fuhr auf: „Elli, ich bitte Dich — mach' mich nicht heftig! Du bist in dem Alter, wo man mit solchen Dingen nicht mehr scherzt.“

„Ich bin erst achtzehn Jahr.“

„Ganz gleich, Ich muß an Deine Versorgung denken, ich bin für Dich verantwortlich — ich, Dein Vater!“

„Auch für mein Glück?“

„Gewiß!“

„Dann darfst Du es nicht wollen! Du weißt, mein Herz ist bei einem andern, der mir Bruder und Freund — und alles im Leben ist.“

„Aber Kind . . . so nett die Freundschaft auch sein mag — es ist doch ein vermögensloser Mensch, ohne Einkommen und ohne Position!“

„Ja, Vater, aber sieh, wenn Du mich warten läßt, bis er soweit ist, und wenn Du uns dann nur ein ganz klein wenig unterstützen würdest — nicht mehr, als Du jetzt für mich ausgibst — sieh, Vater, dann schaffst Du mir doch mehr als Versorgung, dann schaffst Du mir Glück und Freude im Leben, so viel Glück, Vater — —“

Sie wollte ihn bittend umfassen, um ihren Worten mehr Nachdruck zu verleihen; aber er unterbrach sie und schob sie von sich fort:

„Ich Euch unterstützen?! Haha . . .“

Er ging ein paar Schritte fort, dann kehrte er hastig um und trat ganz dicht an sie heran.

„Weißt Du, daß mein Vermögen zu Ende ist?!“ flüsterte er ganz leise. „Weißt Du, daß ich nichts mehr habe, daß ich momentan nicht einmal imstande bin, meinen Verpflichtungen nachzukommen, wenn — wenn Du nicht . . .“

Er sprach nicht aus. Mit einem langgezogenen: „Sa—a . . .“ schloß er die inhaltschwere Mitteilung.

Elli war zurückgeprallt.

Das — das also war's.

Es krampfte sich etwas in ihr zusammen.

Und wie zum Zeichen, daß ihr Vater nicht gelogen, kamen am Nachmittag all' ihre Verwandten und die alten Freunde des Hauses und redeten auf sie ein, daß es ihr im Kopfe wirbelig wurde, daß sie Rechtllichkeit und Widerstand vergaß.

Sie hörte ja nur immer, daß sie die — „Rettung“ war, daß es Kindespflicht sei, daß sie Liebe und Fürsorge vergelten müsse — —

Noch am selben Abend gab sie ihr Wort, noch in derselben Nacht wars ihr, als müßte sie dem Leben entfliehen.

Aber sie überwand sich. Und als der graue Morgen zu ihr ins Zimmer schlich, saß sie an ihrem Pult und schrieb dem Freunde die letzten Zeilen . . .

Ruhiger wurde es ihr im Herzen nicht. Wie Erlösung empfand sie's, daß er nicht glaubte, daß er noch einmal sie an ihre Treue und Liebe gemahnte.

Dann freilich . . .

Das kalte, enttäuschte „Gut!“, das letzte Wort, das zwischen ihnen beiden gewechselt war, klang ihr noch im Ohr, da überhäufte sie das Leid und verschüttete sie fast.

Der Freund war todt — nicht aus eigener Entschließung . . . so als hätte das Geschick ihm helfen wollen! Das gequälte Herz war matt geworden. Der letzte Sturm — er hatte es gebrochen.

O, damals weinte sie nicht! Nicht eine Klage, nicht ein Laut kam über ihre Lippen, trotz der leisen Stimme ihres Gewissens, die immerfort, ohne einzuhalten, von Schuld und von Verfehlung sprach.

Sie raffte sich einfach auf, und ohne Scheu und Bangigkeit stand sie ihrem Verlobten gegenüber:

„Du wirst es einsehen . . . jetzt muß es zu Ende sein!“

Er verstand sie nicht gleich.

„Oder meinst Du, daß ich auch jetzt noch vergessen kann?!“

Er sagte nichts. Er verbeugte sich tief, dann ging er fort. Aber in ihrem Zimmer saß Elli nun und starrte vor sich hin. Was nun? Was wurde — nun?!

In ihren Schläfen hämmerte es, und der Kopf war so heiß . . .

Der Vater war ja gerettet. Das hatte sie noch erzielt, aber sie . . .

Sie fühlte es mit einem male, sie mußte etwas thun, etwas, was sie ganz und gar in Anspruch nahm, was nicht das Blinken eines anderen Gedanken zuließ, sonst sah sie keinen Weg, das alles zu ertragen. Sie war ja wieder — einsam . . .

Und da, in stiller Pietät, nahm sie das Studium ihres armen Freundes auf. Sie scheute vor den Anstrengungen nicht zurück. Sie fing da wieder an zu lernen, wo sie in der Schule aufgehört, und wenn ihr einzelnes leichter wurde oder schon bekannt war, dann dachte sie an jene Zeit, wo in stiller Liebe ein armer Mensch sie unterwies und belehrt hatte, einer, an dem sie so unendlich viel gefehlt!

Es trieb sie von ihrem Sitze auf. Sie mußte die Bähne zusammenbeißen und die Fäuste ballen. In der Brust hatte sie plötzlich ein so drückendes Weh!

Von alledem war das „Examen“ nun der Schluß. Und dann? Sie verstand die Menschen nicht mehr, die der Vater ihr ins Haus gebracht. Sie hielten sich auch von ihr fern, denn sie war zu „gelehrt“.

Und der Vater — ließ sie ruhig gehen. Auch er fand nicht mehr das richtige Wort. Er dachte nur an das Kleid, das sie tragen sollte, an das Fest, mit dem er den wichtigen Tag feiern wollte. O, er war ja so stolz auf seine Tochter!

* * *

Und sie aßen und sie tranken, auch auf ihr Wohl, und machten ihr Komplimente, und nannten sie „Fräulein Doktor“ und waren alle, alle sehr glücklich.

Nur sie, die es am meisten anging, die lachte nicht. Sie wollte nicht mehr mit den Menschen gehen, in deren Kreis sie das Geschick gesetzt, und fand sich nicht heraus. Da merkte sie, wie recht der alte Professor gehabt: die Leere war da — die große Leere . . .

Sie brauchte es ihm nicht erst zu sagen; er sah ihr's an.

Wie immer hielt er ihre Hand fest in der seinen.

„Kommen Sie, helfen Sie mir!! Wenn uns das Leben ausgeworfen, werden wir's nicht mehr erobern! Aber wenn wir's für andere versuchen, für die ganz Armen und Schwachen — dann lacht es uns aus ihnen zu. Dann haben wir doch wenigstens auch unsere Sorgen und sind nicht überflüssig, nicht ohne Halt!“

Sie nickte stumm. In ihrem Antlitz zeigten sich zwei tiefe Falten, ihre Augen wurden ernst.

Aber still und eifrig ging sie dem neuen Ziele nach, den Kranken und Leidenden ein Helfer, ein Arzt zu sein — um der Menschenliebe willen!

Sie hatten ihr Examen wirklich bestanden . . .

(Nachdruck verboten.)

Das Probejahr.

Erzählung von Franz Werner.

I.

Johann Heinrich Bsch war der älteste Sproß in der kinderreichen Familie eines kleineren ländlichen Besitzers. Freiwillig war der hübsche Bursche bei den rothen Husaren eingetreten und hatte auch mit dem Regimente kapitulirt. Zwar entfragte er dadurch dem Privileg, dereinst das väterliche Erbe anzutreten, doch dünkte es ihm angenehmer, auf einem feurigen Remonten in der Reitbahn der auf dem Exerzierplatze zu traben, als daheim hinter dem Pfluge

zu wandern, den abgetriebene Ackergäule zogen. Er erhielt den Knopf und schied aus dem „Ränge der Gemeinen“, schwang sich allmählich empor auf die bekannte Leiter zur höchsten Macht und wurde schließlich Sergeant. Stets proper und pünktlich im Dienst, war er mit Leib und Seele Soldat, auf den die Kameraden mit Stolz, die Vorgesetzten mit Achtung blickten. Nicht minder besaß er die Gunst des schönen Geschlechts, denn zweierlei Tuch hat immer auf die holde Weiblichkeit eine besondere Anziehungskraft ausgeübt, und diese wird naturgemäß erhöht, wenn in der schmucken Uniform ein schmucker Krieger steht. So ist es wohl erklärlich, daß der hübsche Sergeant das Herz mancher Bürgertochter höher schlagen machte, und ihm die Marien, Marthen und Mathilden gar hold und ermunthigend zulächelten. Herr Heinrich war kein Unmensch. Keck nach Husarenart händelte er an, aber — band sich nicht. Sorgsam ging er allen Nachstellungen aus dem Wege, denn an solchen fehlte es nicht seitens der verheirateten Regimentkameraden und deren besseren Hälften. Bald war es eine niedliche Schwägerin, bald eine reiche Kousine, dann wieder eine äußerst wirtschaftliche Schwester, die eigens für ihn geboren zu sein schienen. Zu allen gleich zuvorkommend und liebenswürdig — in seinem weiten Herzen war für viele Raum — gelang es doch keiner Jungfrau, den stotten Husaren mit dem schneidigen Schnurrbart einzufangen und zum Bunde fürs Leben zu bewegen. Die Zeit schwand im Fluge. Der Jahre Duzend war voll, und er hatte den Zivilversorgungsschein in der Tasche. Das Unteroffizierkorps gab ihm den üblichen Abschiedschoppen, an welchem sich auch die Offiziere der Schwadron beteiligten, der spindelbürre, unverheiratete Mittelmeister sprach einige Abschiedsworte und Bsch dampfte am nächsten Tage der Heimat zu.

Mit großer Freude wurde er zu Haus aufgenommen.

„Nun wirst auch wohl bald ans Heiraten denken?“ fragte seine Mutter, die es nicht erwarten konnte, den ersten Enkel auf den Knien zu schaukeln.

„Fällt mir garnicht ein,“ entgegnete Heinrich, „nun will ich erst mein Leben genießen!“

Nachdem er sich kurze Zeit bei den Eltern aufgehalten hatte, unternahm er, denn es wurde ihm auf dem weltverlorenen Dorfe zu langweilig, eine Tour zu seinen Verwandten, von denen er eine stattliche Anzahl aufweisen konnte. Eine Stelle würde sich schon finden. Vorläufig eilte es nicht, denn er brauchte für niemand zu sorgen und war nicht verpflichtet, einem anderen Menschen über sein Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen. Er war sein eigener Herr, und er glaubte durch sein Nichtheiraten eine gute Portion Lebensweisheit bewiesen zu haben, während es mit der sogenannten Schulweisheit bei ihm traurig genug aussah. Der alte Lehrer in der einflässigen Dorfschule, in welcher rechts die Mädchen und links die Knaben saßen, hatte mit ihm seine liebe Noth gehabt. Zu Dummheiten stets aufgelegt, zeigte er schon früh eine lebhaftes Sympathie für die lebendige, quecksilberne Mädchenwelt, aber eine unüberwindliche Antipathie gegen den todtten Buchstaben, die Bücher. Stets war er der letzte in der Abtheilung gewesen und nur dann emporgerückt, wenn einer starb oder einer abging. Während der Dienstzeit aber hatte er wohl vorzüglich die Lanze, jedoch nicht die Feder führen gelernt. Trotzdem ließ er sich darüber keine grauen Haare wachsen, und hohe Ansprüche an seine zukünftige Lebensstellung machte er nicht. Wohin er auch immer in der Verwandtschaft kam, war er Hahn im Korbe, vornehmlich dort, wo erwachsene Töchter waren. Aber immer blieb er seinem Grundsätze treu: erst die Pfarre, dann die Knarre. Daher hielt er sich überall auch nur kurze Zeit auf, um nicht durch längeres Verweilen zu einem Entschlusse gedrängt zu werden; denn es gab mitunter sehr kouragirte Tanten, welche Flankiren und Scharmiren durchaus nicht leiden konnten und dem vielen Scharwenzeln dadurch ein Ende machten, daß sie dem modernen Don Juan einfach die Pistole auf die Brust setzten. Auf seiner Reise kam er auch nach Kreuzberg zum Müller Kott,

der verwittwet und ein Vetter seiner Mutter war. Kaum traute er seinen Augen! War das wirklich die Biese, die noch vor ein paar Jahren barfuß hinter den Gänsen hertrötete? Nicht möglich! Solch ein bildsauberes Mädel hatte er kaum gesehen, und mit ihrem hellblonden Haar und den großen braunen Augen machte sie auf ihn einen tiefen Eindruck. Nur mühsam vermochte er sich ihrem jungfräulichen Liebreiz gegenüber in Zucht zu halten, denn zu einer bloßen Diebelei dünkte sie ihm zu schade. Trotz aller Vorsicht aber hätte er doch beinahe einen Schwabenstreich begangen. Es war am letzten Abend vor seiner Abreise. Die Familie hatte das Abendbrot in der Laube eingenommen. Müller Rott zündete seine Pfeife an und ging zur Mühle hinüber, die ein paar hundert Schritt vom Wohnhause entfernt auf einer Anhöhe lag, um einige Anordnungen zu treffen. Heinrich saß der Biese gegenüber, während ihre jüngeren Geschwister im Garten umhertollten.

„Morgen um diese Zeit bin ich bei meiner Schwester Hulda,“ sprach er und sah sie an.

Sie hatte schon den ganzen Abend schweigend dageessen, was bei ihrer angeborenen Lebhaftigkeit ihm schon aufgefallen war. Nun erröthete sie, und eine Thräne perlte unter dem Augenlide hervor und hing an der Wimper.

Da packte es ihn mächtig. Er sprang empor, neigte sich zu ihr und fragte:

„Soll ich bleiben?“

Sie sah ihn mit nassen Augen an und lächelte glücklich, wie wenn bei einem Regenschauer die Sonne das Gewölk durchbricht und ihr freundlich strahlendes Antlitz zeigt.

Schon wollte er der augenblicklichen Regung folgen, sie an sich ziehn und ihr von seiner Liebe reden. Da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß der Müller nicht in glänzenden Verhältnissen lebte, und er nur eine bescheidene Mitgift erwarten dürfe. Das wirkte wie ein kühlendes Bad. Er bezwang sich und fuhr fort:

„Weider geht es nicht, ich bin schon acht Tage hier. Man muß denken wie unser Rittmeister!“ Und er sang:

„Hei, das ist ein lustig Leben,
Weißes Brot und schwarz die Mädchen;
Morgen in ein ander Städtchen,
Schwarz das Brot und weiß die Mädchen!“

Dieschen Rott verließ die Laube.

Wohl war er sich seiner Frivolität bewußt, aber — es mußte sein, wenn er nicht unerfüllbare Hoffnungen in ihr erwecken wollte.

Am nächsten Morgen fuhr er ab, und stumm reichte sie ihm die Hand. Dann aber war's mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei. Schnell eilte sie in ihr Liebestübchen und weinte zum Herzbrechen.

Heinrich Betch kam zur Schwester Hulda, die in kinderloser Ehe lebte. Hier fand er schon einen Brief eines Garnisonkameraden, eines Veters von ihm vor, den ihm die Eltern von Haus aus nachgesandt hatten. Der Unteroffizier schrieb, daß die neue höhere Mädchenschule fertig sei und zum 1. April n. Jahres bezogen werden solle. Der alte Hauswart lasse sich pensioniren und die Stelle sei im Stadtanzeiger ausgeschrieben. Das Einkommen betrage 1200 Mk. neben freier Wohnung, Feuerung und Licht und steige mit den Dienstjahren. Sei er willens, das Amt eines Schuldieners zu übernehmen, dann möge er schleunigst ein Verworbungsgefuß einreichen, ehe ihm andere zuvorkämen. Der Vize-Wachtmeister habe ihm von der Stelle erzählt, und die Kameraden würden sich alle freuen, wenn er sie erhalte und wieder zurückkäme. Herr Betch nahm seinen Koffer, sagte Adieu und fuhr nach Thalheim, denn er wußte, daß seine Person einen günstigeren Eindruck mache, denn sein Skriptum. Hier angelangt, ging er zum Rathhaus und ließ sich durch den Wotenmeister, der auch ein ehemaliger Regimentskamerad war, beim Oberbürgermeister der Stadt melden. Letzterer war ein älterer, sehr jovialer Herr.

„Sie wünschen?“

„Sergeant Betch bittet um die ausgeschriebene Hauswartstelle der höheren Mädchenschule.“

„So? Sie sind der vierzigste.“

„Dann habe ich wohl keine Aussicht?“

„Warum nicht? Haben Sie Zeugnisse da?“

„Sawohl, hier sind sie.“

„Im — ausgezeichnet! Sind Sie verheiratet?“

„Nein, Herr Oberbürgermeister!“

„Ja, dann darf ich Ihnen die Stelle nicht geben, doch Sie gefallen mir,“ und sinnend ging das Oberhaupt auf und ab, Betch wartete in krammer Haltung. Jetzt trat der Herr auf ihn zu, sah ihn scharf an und sprach: „Sehen Sie, das ist eine Mädchenschule, lauter Mädchen von 6—16 Jahren, auch noch ältere und Sie, Herr Sergeant, sind verteuftelt hübsch und — unverheiratet!“

Johann Heinrichs Gesicht überflog ein Lächeln. Er erröthete und sagte:

„Aber Herr Oberbürgermeister . . .“

„Neben Sie nicht, Sie kennen das nicht,“ fuhr der Regent fort, „die Stadtverordneten opponiren gern; aber wollen Sie denn nicht heiraten?“

„Zu Befehl, ja!“

„Ich meine bald, daß Sie am 1. April schon verheiratet sind.“

„Wenn's befohlen wird! Uns Gehorchen bin ich gewöhnt.“

„Ja, anders kann ich Sie nicht anstellen. Werden Sie aber auch so schnell ins Ehejoch springen können?“

„Sawohl, ich habe bis dahin noch über 5 Monate Zeit.“

„Schön, dann sollen Sie die Stelle haben. Die Probepflichtzeit währt ein Jahr, und hat der Direktor nichts gegen Sie einzuwenden, so werden Sie lebenslänglich mit Pension angestellt. Die Hauptsache ist Pünktlichkeit, doch Sie sind ja Soldat! Alles andere geht Ihnen zu, aber wohin?“

Betch nannte den Wohnort seines Vaters, und der Oberbürgermeister machte sich eine kleine Notiz.

„Ihre Papiere bleiben hier, ich danke Ihnen. Aber noch eins! Seien Sie trotz der Kürze der Zeit recht vorsichtig bei der Wahl einer Frau.“

„Sawohl, Herr Oberbürgermeister!“

Im Vorzimmer empfing ihn der Wotenmeister: „Nun, wie ist's?“

„Ich habe die Stelle, muß aber heiraten!“

„Sehr gut, Sie müssen sie haben, Kamerad, sonst würden Sie nie zu einer Frau gekommen sein. Also zum Heiraten kommandirt?“

„Zum Heiraten kommandirt!“ lachte Betch und trat ab.

Mittags ging er zur Kaserne. Hier bedankte er sich bei dem Vetter für die Aufmerksamkeit und begrüßte im Unteroffizier-Kasino auch die andern Kameraden. Er erzählte und man gratulirte ihm. Als er jedoch die Heiratsbedingung erwähnte, war die Heiterkeit groß. Der Wachtmeister aber, dessen Frau Wachtmeisterin sich bald nach der Hochzeit aus einem Engel in einen Teufel verwandelt hatte, sprach ein salomonisches Urtheil: „Ja ja, ob früher oder später, rein fällt schließlich doch jeder!“

II.

Der angehende Hauswart fuhr zu den Eltern und berichtete, wo er gewesen war, und was er ausgerichtet habe.

„Siehst, nun mußt doch heiraten; wie mich das freut!“ sagte seine Mutter überglücklich, und Vater Betch setzte hinzu:

„Eine Mannsperson, die nicht heiratet, wird zuletzt lieblich.“

Die Frauen haben die Herzen auf den Zungen, und der Frauen Zungen nimmer ruhn. Nach kurzer Zeit war es weit und breit bekannt, daß Betchs Husar, wie man ihn hier nannte, mit dem 1. April n. J. eine Stelle erhalte, aber nur dann, wenn er bis dahin verheiratet sei. Was das für eine Stellung sei, darüber verlautete nichts, doch galt es als selbstverständlich, daß dies nur

eine vorzügliche sein könne. War man vorher schon liebenswürdig gegen ihn gewesen, so war man es jetzt erst recht, und es fehlte nicht an Personen, welche aus purer Menschenliebe die Vermittlerrolle übernehmen wollten. Dieser Freundschaftsdienst wurde jedoch abgelehnt, denn der Bräutigam in spe glaubte Mann genug zu sein, um selbst werden zu können. Wohl aber zog er als verständiger Sohn die Eltern zu Rathe.

„Reich, wirtschaftlich und hübsch muß sie sein,“ sprach Beth sen., „anders thust Du es nicht!“

In der That wird jeder zugeben müssen, daß der Alte gesunde Ansichten vertrat, und sein Herr Sohn war längst derselben Meinung. Fällt doch der Apfel nicht weit vom Stamm! Die Mutter aber hob warnend den Finger:

„Ei, ei, wollt nur nicht zu hoch hinaus! Hochmuth kommt vor dem Fall.“

„Wie? Solch netter und ordentlicher Mann wie unser Heinrich, mit der schönen Hauswirthin dazu, kann anklopfen wo er will, man wird ihm aufmachen,“ prahlte der Alte, während der angehende Bräutigam zustimmte:

„Jetzt ist eine andere Welt, Mutter, wie ehemals. Zum Grafen werde ich natürlich auch nicht geh'n.“

Reich! Selbstredend mußte sie Geld haben. Hatte er deshalb so lange gewartet, um schließlich ein armes Mädchen heimzuführen? Er zog das Reale dem Idealen vor, ihm saß der Bauer im Genick. Er kannte die Welt und wußte, daß er Zeit seines Lebens ein Stümper bleibe, wenn er nichts erheirate. Sein Einkommen würde zum Lebensunterhalt wohl reichen, was sollten dereinst aber seine Kinder erben? Wirtschaftlich! Gewiß, fleißig und sparsam, nur eine solche Frau konnte er brauchen, die es verstand, die Groschen klug zusammenzuhalten und weise einzutheilen. Hübsch! Zweifellos gehört zu einem Gatten eine hübsche Gattin. Er wollte keine Vogelscheuche am Arme haben, zum Gelächter seiner Kameraden in der Garnison, sondern prunken mit seinem Weibchen.

Zunächst wurden nun die Dorfschönen einer allgemeinen Musterung unterworfen, doch keine fand Gnade vor den strengen Kritikern.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

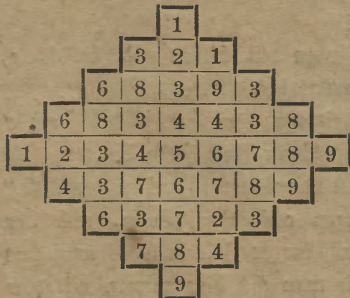
Räthselecke.

Bilderräthsel.



Diamantzahlenräthsel.

Von German Rothenfels.



- Buchstabe;
- Zahlwort;
- Deutscher Quellfluß;
- Gebirgspaz;
- Stadt in Schleswig-Holstein;
- Stadt an der Donau in Baiern;
- erzeugte Schmerzen;
- Gefäß;
- Buchstabe.

Die beiden Mittelreihen sind gleichlautend.

Entwickelungsräthsel.

Wie gelangt man durch je zwei Zwischenstufen von Major zu Degen und von Degen zu Orden? Jede Stufe ist aus der vorhergehenden zu entwickeln durch Umwandlung zweier Buchstaben, deren Stelle nachstehend durch Ausrufzeichen angegeben ist.

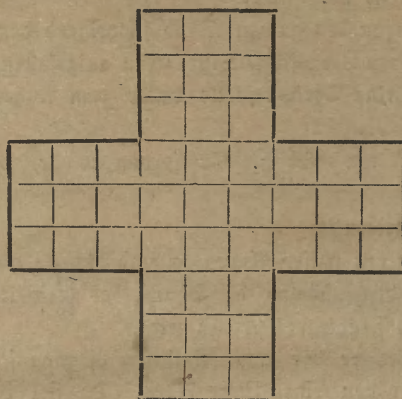
M	A	J	O	R
—	—	!	!	—
—	—	!	—	—
D	E	G	E	N
!	—	—	—	!
!	—	—	—	—
O	R	D	E	N

Zahlenquadrat.



In die neun Felder sind 9 aufeinanderfolgende Zahlen decart einzutragen, daß die Summe jeder wagerechten, jeder senkrechten und jeder der beiden Querreihen 30 beträgt.

Kreuzräthsel.



In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AAAAA, B, D, EEEEEEE, FFF, G, IIIII, LLLL, NNNNN, O, PPP, R, SSSS, TT, UU derart zu setzen, daß die mittlere wagerechte und senkrechte Reihe ein hohes Fest bezeichnet. Die wagerechten Reihen haben folgende Bedeutung: 1. italische Gottheit; 2. russische Stadt; 3. Gelübniß; 4. Vogelgehege; 5. kirchliches Fest; 6. beliebte Vergnügung der Jugend; 7. griechische Göttin; 8. Thier; 9. Fluß.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Bengel, Unter; V M H die drei Spieler). M, der Spieler in Mittelhand, verliert ein Großspiel auf folgende Karte, obwohl b10 blank sitzt und im Skat bK, bD liegen. a, bB, aA, 10, K, D; bA; cA; dA; D.



Bei welcher Kartenvertheilung ist dies möglich und wie geht das Spiel? H hatte 13 Augen mehr in der Karte als V. Die Gegner kamen auf 63.

Auflösung des Scherzrebuz.

Mittelland-Kanal.

Auflösung des Logogriphs.

Wagen, Wagen, wegen.

Auflösung der Schachaufgabe:

(Fünftzüger von ** in Hannover).

1. Da5-a6; Ke4-d5; 2. Sg4-e3 + De1-e3;
3. Lh5-f3; + Kd5-c5; 4. Te6-c6; + d7-c6; 5. Dame gibt Matt. — 1. Ke4-f5; 2. Sg4-e3; + De1-e3;
3. Sc2-e3; + Kf5-e4; 4. Te6-e5; + beliebig. 5. Dame gibt Matt. — Andere Züge leicht.

Richtige Lösungen gingen ein von: Richard Mallon, Erna Schmidt, Franziska und Arthur Segall, Adolf und Siegfried Leby, Elisabeth Stieff, Martha Ciesla, G. L., F. A., G. A., Gerda Ripowski, Carl Bragenheim, Fritz Barnack Bromberg.